

# Am heimischen Herd

Unterhaltungs-Beilage zum Oberschlesischen Wanderer.

Nr. 240

Gleiwitz, Sonnabend, den 15. Oktober 1919.

92. Jahrgang.

## Heiderose.

Original-Roman von Maria Harling.

(26. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Gnädige Frau, Rosemarie, haben Sie keinen Blick für mich?“ Reife, mit zitternder Stimme sind die Worte gesprochen. All ihren Mut nimmt Rosemarie zusammen, dann erwidert sie, ihn fest anblickend: „Hohheit, zürnen Sie mir nicht, wenn ich Sie bitte, mir fortan fernzubleiben. Unser gesellschaftliche Stellung ist zu verschieden; die Klust, die uns trennt, ist so tief, daß keine Brücke hinüberführt.“

„Glauben Sie denn, Rosemarie, die paar Hindernisse würden mich schrecken, wenn es darauf ankommt, Sie zu erringen? Wohl weiß ich, daß es schwere Kämpfe kosten würde, der Preis ist des Kampfes wert.“ Rosemarie ist erleichtert; bittend blickt sie zu ihm auf. „Nicht doch, Hohheit! Eine Ehe, die unter solchen Verhältnissen geschlossen wird, kann nie zum Glück führen.“

„Ich gebe mich mit Ihrer Antwort nicht zufrieden, Rosemarie, ich werde wiederkommen. Sie sind noch zu jung, um Ihr Leben einsam zu verbringen. Warum sollte es mir nicht gelingen, den schlummernden Liebesfunken in Ihrem Herzen neu zu beleben? Die Verschiedenheit unserer Stellung steht mir nicht an, die Enkelin und die Nichte eines Grafen Kyburg ist für mich nicht so unmöglich, wie Sie meinen.“

„Sie vergessen aber, Hohheit, daß diese Enkelin und Nichte auch Tochter und Gattin war, die Tochter eines Schauspielers und Artisten und Gattin eines Sängers und daß sie auch nicht gesonnen ist, diese Tatsachen zu verheimlichen.“

„Sie sind stolz, gnädige Frau, sehr stolz!“ erwidert der Prinz mit leichter Gereiztheit. „Ich fürchte, es ist Ihr Stolz, der es nicht zuläßt, daß sich Ihr Herz mir zuwendet. Sie fürchten wohl, daß meine Familie Sie nicht mit offenen Armen aufnehmen wird. Nun, das können Sie ihr nicht verargen, aber kränken wird Sie niemand, dafür kann ich mich verbürgen.“

„Und wenn es so wäre, Hohheit, wenn mein Stolz diese Verbindung nicht zugebe?“

Einen Augenblick blickt er wie prüfend in ihr ruhiges, stolzes Gesicht, dann beugt er sich plötzlich zu ihr nieder.

„Dann werde ich diesen Stolz besiegen, gnädige Frau! Wissen Sie nicht, wie es heißt: Liebe überwindet alles!“

Rosemarie senkt den Kopf, ihr schönes Antlitz ist sehr bleich geworden.

„Hohheit, wenn Sie doch das unnütze Beginnen aufgeben wollten, es wird zu nichts führen und uns beiden nur unnötig schwere Stunden bereiten.“

Das Hinzukommen des Grafen Herbert macht dem Gespräch ein Ende. Prüfend sirt sein Blick von einem zum andern, doch auf ihren unbewegten Gesichtern vermag er nichts zu lesen. Am anderen Tage jedoch, als die Herren abgereist sind, kommt er zu Rosemarie.

„Was wollte der Prinz von dir, Rosemarie?“

Ein feines Rot steigt in ihre Wangen, doch dann erzählt sie dem Vetter ihr Gespräch mit dem Prinzen.

„Nate, mir, Herbert, was ich machen soll? Es ist mir sehr unangenehm, dem Prinzen, der sich beim Tode meines Vaters so liebevoll meiner angenommen, stets eine Abgabe geben zu müssen. Wenn er doch nicht so zäh an seiner Idee festhalten wollte!“

„Ja, liebes Kind, da ist guter Rat teuer. Hätte ich eine Ahnung von der Sachlage gehabt, würde ich den Prinzen nicht gebeten haben. Mich wundert auch seine Bereitwilligkeit, mit der er meine Einladung annahm. Hoffen wir, daß er im Trubel der Saison, die ja nun bald beginnt, auf andere Gedanken kommt. Sonst müßten wir schon Papa bitten, daß er in dieser Angelegenheit interveniert. Ich wollte dir zudem noch eine Mitteilung machen. Ich möchte mich in nächster Zeit verloben, Rosemarie, ich wünsche aber dringend, daß Du auch weiter bei Papa bleibst, denn so wie du wird niemand für ihn sorgen können!“

Still und friedlich war der Winter dahingegangen. Zu Weihnachten hatte Graf Herbert dem Vater seine junge Braut zugeführt, sonst hatte nichts mehr die Stille des Landlebens unterbrochen. Graf Herbert war nach A. gefahren, um dort den gesellschaftlichen Vergnügen beizuwohnen. Prinz Max hatte nichts von sich hören lassen, schon atmete Rosemarie erleichtert auf. Da kam eines Tages ein Brief mit dem prinziplichen Siegel für den alten Grafen. In aller Form hielt der Prinz um die Hand Rosemaries von Schadow an.

„Ich werde mir die Antwort persönlich holen,“ stand in dem Brief. Was nun? Es gibt nur einen Ausweg: Rosemarie muß einige Tage verreisen, so will Graf Kyburg dem Prinzen schonend die Antwort geben.

Doch im Begriff, den Plan zur Ausführung zu bringen, wird sie durch eine plötzliche schwere Erkrankung des Grafen daran gehindert. Nun muß sie allein dem Prinzen standhalten, mit schwerem Herzen erwartet sie sein Kommen.

Doch all seine Ueberredungskunst ist vergebens, nichts vermag ihren

unabänderlichen Entschluß zu beeinflussen. Am Grabe des Vaters hat sie sich Kraft geholt, der Gedanke an ihn und seine Fürsorge hat ihren Mut neu belebt. Ost und gern weist sie an dem geliebten Grabe in der stillen, von dunklen Fichten umgebenen Kapelle, in der seit einigen Wochen auch die sterbliche Hülle der geliebten Mutter ruht. Mit vielen Kosen hat Graf Kyburg die Ueberführung ermöglicht.

Im Begriff, die Gräber ihrer Lieben zu verlassen, trifft sie mit dem Prinzen zusammen.

In heißer Liebe umfaßt sein Blick ihre Gestalt.

„Rosemarie, ich bin gekommen, mir die Entscheidung zu holen.“

„Hohheit, warum haben Sie sich und mir diese peinliche Stunde nicht erspart?“

„Weil ich Sie so innig liebe, weil ich nicht glauben kann und will, daß Sie mich endgültig abweisen werden.“

„Und ich muß es doch tun, Hohheit, so peinlich es mir auch ist. Ich fühle mich nicht stark genug, den Verhältnissen Trost zu bieten. Sie würden an meiner Seite das Glück niemals finden, das Sie suchen. Denken Sie an Ihren Vetter, den Grafen Breiten. Hat seinem Vater jene unglückselige Heirat Glück gebracht? Wirft sie nicht selbst noch ihre Schatten auf Graf Lothars Leben? Ich aber muß auch an meine kleine Rosemarie denken. Was würde aus dem Kinde werden? In keiner Gesellschaftslasse könnte sie festen Fuß fassen. Wenn Sie mich wirklich lieb haben, Hohheit, dann lassen Sie mir meinen Frieden. Ich wünsche nichts sehnlicher, als in stiller Einsamkeit für mein Kind zu leben.“

Lange ruht des Prinzen Blick in diesem Schmerz auf ihren schönen, reinen Zügen.

„So muß ich entsagen, Rosemarie? Doch es sei, ich will Ihren Wunsch respektieren. Leben Sie wohl; vergessen Sie nie, daß in meiner Brust ein Herz schlägt, das Ihnen in Treue und Freundschaft zugehört.“

Mit feuchten Augen blickt Rosemarie ihm nach. Sollte Hans ihm dennoch Unrecht getan haben, sollte er dennoch treuer, fester sein, als Hans geglaubt? Fast bereut sie, ihn so entschieden abgelesen zu haben. Als sie jedoch nach kaum Jahresfrist von einer Verlobung des Prinzen mit einer bekannten Schauspielerin hört, da steigt ein inniges Dankegebet zum Himmel, daß Gott sie gnädig davor bewahrt hat, die Gattin dieses Mannes zu werden.

Am Grabe des Vaters aber bittet sie dem geliebten Toten die Zweifel ab, die sie für Augenblicke an seiner Wahrheitsliebe hegt; denn ganz leise ist in ihrer Seele der Gedanke aufgestiegen, ob nicht Hans doch vielleicht in einem Anfall von Eifersucht dem Prinzen Unrecht getan.

### XVI.

Jahre sind vergangen, seit Rosemarie in Birkenmühl eine neue Heimat gefunden. Klein Rosemarie ist zu einem hübschen Mädchen herangewachsen, mit den Kindern des Grafen Herbert hält sie treue Freundschaft. Der alte Graf Kyburg hat vor einiger Zeit das Zeitliche gesegnet, nun fühlt sich Rosemarie von Schadow eigentlich überflüssig auf Birkenmühl. Wohl drängt Graf Herbert sie zu längerem Verweilen, auch seine Gemahlin, eine sanfte, freundliche Dame, unterstützt seine Bitten; doch Rosemarie ist eine viel zu feine empfindende Natur, sie mag die Gastfreundschaft des grässlichen Paares nicht länger in Anspruch nehmen. Kur der Gedanke, sich dann auch von den Gräbern ihrer Lieben trennen zu müssen, läßt sie den Zeitpunkt ihrer Abreise immer wieder hinausschieben.

Graf Lothar hat sie nur einmal in der langen Zeit besucht. Sie fand ihn sowohl als Gräfin Maria traurig verändert. Aus der sanften, stets so ruhig freundlichen Frau ist ein nervöses, klagendes Geschöpf geworden. Der Tod ihres einzigen Kindes hat diese Umwandlung zu Wege gebracht.

Sie zieht sich selbst der Schuld an dem Tode des Kindes, das in einem unbewachten Augenblick in den Schlafteich gefallen, und sich dadurch eine bestige Lungenentzündung zugezogen hatte. Auch glaubt sie, daß ihr Gatte es ihr nicht vergeben könne, daß sie den kleinen Lothar nicht besser bewacht.

„Er liebt mich nicht mehr, er haßt mich, weil das Kind gestorben, und damit der Erde seines Namens und seiner Güter, die nun in fremde Hände fallen!“ so klagt sie stets, so sprach sie auch zu Rosemarie bei deren Besuch.

Vergebens versucht Graf Lothar alles, um seinem Weibe diese Bahndee auszureden; sie läßt sich nicht beschwichtigen.

„Warum mußte er mein alterndes Leben an sein junges Letten?“ fuhr sie dann zu Rosemarie fort, „warum folgte er nicht meinem Räte und nahm dich zur Frau? Deine junge, blühende Schönheit paßte

schöner zu ihm. Nun kommt die Neue zu spät, nun drückt ihn die Fessel, die er sich geschmiebet."

Rosemarie war nicht wieder nach Hohenlinden gegangen, sie mochte wohl ahnen, wie überaus peinlich dem Grafen derlei Reden waren. Ein tiefes Mitleid mit dem einsamen, so schwer geprüften Manne walt in ihrem Herzen auf, die Liebe, die sie einst für ihn empfunden, steigt aus der Tiefe ihres Herzens wieder empor. Nicht mehr jene leidenschaftliche, schwärmerische Verehrung, sondern ein ruhiges, festes, geläutertes Gefühl, eine Liebe, die nichts für sich begehrt, sondern nur den Gegenstand der Liebe glücklich zu sehen wünscht. In der ersten Zeit kam noch ab und zu ein Brief von Hohenlinden, nun hat sie lange nichts von dort gehört.

Es ist ein herrlicher, wolkenloser Spätsommertag. Auf den Feldern wogt das schnittreife Korn wie ein weisses, goldiges Meer, auf den saftig grünen Weiden grasen zahllose Kinderherden. Noch ist es früh am Morgen, noch liegt der Tau wie schimmernde Perlen auf Palm und Strauch, doch auf den Feldern herrscht reges Leben. Der Gesang der Schnitter und Schnitterinnen ertönt mit dem fröhlichen Gezwitscher der gefiederten Sänger in Busch und Baum.

Rosemarie geht langsam, in Gedanken versunken den Wegrain entlang zum nahen Städtchen. Heute will sie nach Rhöndorf fahren, um für sich und ihr Kind dort eine passende Wohnung zu suchen. Der Gang durch die frische Morgenluft hat ihre Wangen gerötet, ihre Augen leuchten. Den Wagen hat sie zurückgeschickt, ein Morgenpaziergang tut ihr ja so unendlich wohl.

Sie freut sich, ihr liebes Heimatstädtchen wieder zu sehen, auch die Götze will sie besuchen, die ihr einst so manche, stille, reine Freude bereitet.

Neun Jahre ist sie nun von Rhöndorf fort, wie manches mag sich in dieser Zeit verändert haben!

Zu Windeseile braust der Elzug dahin, noch eine Station, dann ist Rhöndorf erreicht. Rosemarie ist selbst am Ort, sonderbar, daß das Wiedersehen aller, lieber Orte, unsere Pulse so fieberhaft klopfen läßt!

Der Bahnhof ist wie einst noch, dasselbe primitive Holzgitter, das den Bahnsteig abschlekt, noch dasselbe, langgestreckte, schmutzige Stationsgebäude.

Nur wenig Menschen steigen aus und ein, doch alle blicken wohl ziemlich neugierig auf die schöne, elegante Frau, die einem Abteil erster Klasse entstieg.

Auch in Rhöndorf selbst hat sich wenig verändert; es ist, als ob der Fortschritt der Zeit an dieser einst so rasch aufblühenden Stadt jetzt spurlos vorübergeht.

Auch an dem Brentenschen Schloß geht sie vorüber, das noch immer wie ein stiller Mittelalter inmitten der modernen, eleganten Neubauten liegt. Ueber der hohen, roten Backsteinmauer des Gartens wuchert breitblättriger Efeu, Thorn und Eberesche strecken ihre Zweige weit über die schmale dunkle Gasse hinaus, die an der Rückseite des Schlosses vorbeiführt.

Einen Augenblick bleibt Rosemarie stehen, unwillkürlich sucht ihr Blick die Fenster ihres Mädchenzimmers, in dem sie so manche süßen Traum geträumt, so manches Lustschloß aufgebaut.

Verronnen sind die Träume, die Lustschlösser sind zusammengefallen, das Leben in seiner wahren Gestalt war so ganz anders als eine jugendliche Mädchenphantasie es sich ausmalte. Ein Wagen bringt sie in kurzer Zeit zum Heidekrug. Auch hier ist so vieles verändert und dennoch scheint das Gesamtbild dasselbe wie früher.

Wie einst, so blüht auch jetzt die Heide im tiefsten Purpur, leuchtet der Ginster in satte gelber Farbenpracht. Wachholzer und kurze, verkrüppelte Tannen träumen in warmen mittägigen Sonnenschein; Falter und Bienen summen und schwirren von Blüte zu Blüte, um sich an dem süßen Duft zu betauschen.

Wie ein Silberband zieht sich der Sandweg durch die Heide, leise rutschen die leuchtgrünen Häupter der schlanken, silbrig glänzenden Birkenstämme. Wie eine dunkle Mauer steht der Tannenbusch im lichten Himmelblau, und der Mühlbach raunt und plätschert in die tiefe Stille hinein, als wüßte er wunderbare Mär zu erzählen von der stillen, blassen Frau, die beim Fräulein der Herbsknebel durch die weite Heide gekommen, ein Kindlein in ihren Armen, oder von der kleinen, wilden Heiderose, die so oft an seinem Ufer gekesselt, träumerisch hinabblühend in die klare Flut, oder aber mit pochendem Herzen und glänzenden Augen die schäumende Welle verfolgend, die das große Mühlrad unbarmherzig dreht, daß der weisse, schaumige Gischt hoch emporspritzt.

Auch zum kleinen Friedhof hinauf steigt Rosemarie. Noch steht unterm blühenden Heidebusch die kleine Bank, auf der sie einst gesessen und Schadows Worten gelauscht. Wie vieles liegt zwischen dem Einst und Jetzt! Wie viel herbes, bitteres Leid, aber auch ein reines, großes Glück! Nein, sie bereut es nicht, daß sie Hans von Schadows Witb geworden. Wie wird ein Mann sie so lieben können, wie er es getan.

Eine heisse Sehnsucht kennt über sie, noch einmal in seinen Armen ruhen zu dürfen, noch einmal dem Ton seiner Stimmen zu lauschen.

Doch, vorbei, vorbei für immer! Unter dunklen Zypressen schlummert er nun, der ach nur so kurze Zeit das Glück ihres Lebens gewesen. Wenn sie bei ihm ruhen könnte, sie fühlt sich so einsam, so verlassen!

Wie ermüdet lehnt sie am Stamm einer Traueresche, Tränen entströmen ihren Augen. Doch dann rafft sie sich gewaltsam auf; sie darf nicht klagen, sie ist glücklich gewesen und sie hat ihr Kind, die kleine Rosemarie, die mit den Augen des Vaters sie anblickt.

Im Heidekrug blickt man ziemlich erstaunt auf die elegante, vornehme Dame, doch niemand erkennt sie. Rosemarie fühlt auch keine Lust, sich zu erkennen zu geben. In der rauchgeschwärmten Gasse, in der sie einst das Lied von der Heiderose gesungen, nimmt sie einige Erfrischungen, dann fährt sie zur Stadt zurück.

Eine passende Wohnung ist bald gefunden, eine hübsche, kleine Villa inmitten eines hübschen, wohlgepflegten Gartens. Die Uebernahme kann in nächster Zeit erfolgen. Noch einmal geht Rosemarie am Brentenschen Schloß vorüber, da biegt eben die Brentensche Kutsche in den Hofraum ein.

Nur Graf Lothar entsteigt derselben. Wie müde und gealtert er aussieht! Mit ein paar Schritten ist Rosemarie an seiner Seite.

"Onkel Lothar!" "Rosemarie!"  
Wie ein freudiges Aufleuchten geht es über die gramgefurchten Züge.

"Rosemarie, wie kommst du nach Rhöndorf?"

"Ich habe mir eine Wohnung gesucht. Seit der Onkel tot ist, mußte ich mich überflüssig auf Birkenmühl."

"Warum kommst du nicht zu mir, Rosemarie? Unser Haus hat Raum genug für dich."

Rosemarie schüttelt den Kopf.

"Nein, Onkel Lothar, es ist besser, ich bleibe allein, auch fürchte ich, der Anblick meines Kindes könnte Tante Maria immer wieder an ihren Verlust erinnern. Wie geht es Tante Maria übrigens?"

Sie sind ins Haus getreten. Zum ersten Mal betritt Rosemarie wieder die Räume, aus denen sie einst in tiefer Bitterkeit geschieden. "Es geht ihr nicht zum Besten, sie ist hier, willst du sie nicht besuchen?"

"Aber natürlich, wenn mein Besuch ihr nicht lästig ist."

Durch alle, liebe, vertraute Räume wandern sie, hinaus auf die mit Glas überdachte Veranda.

Auf einem bequemen Ruhebett liegt Gräfin Maria, die durchsichtig weissen Hände ruhen auf der seidenen Decke.

Tränen füllen Rosemariens Augen, als sie das abgeehrte, blasser Antlitz sieht, das der Engel des Todes schon geküßt.

Gräfin Maria wendet den Kopf bei dem Schall der Schritte, ein müdes Lächeln liegt um den blassen Mund.

"Rosemarie! Wie gut von dir, daß du noch einmal zu mir kommst. So hast du mich doch noch nicht ganz vergessen?"

"Tante Maria, wie kannst du so etwas denken!"

Graf Lothar ist ins Haus zurückgegangen, die beiden Frauen sind allein.

"Sehe dich zu mir, Rosemarie, laß uns noch einmal plaudern wie in früheren Zeiten! Ja, Kind, so geht's im Leben; was wir geglaubt, was wir gehofft, es geht nicht alles in Erfüllung. Das Leben ist ein endloser Kampf wohl dem, der ihn bestanden und im Frieden scheiden kann. Ich weiß, daß meine Tage gezählt sind, aber ich sterbe gern, komme ich denn doch zu meinem Kinde."

"Tante Maria, sprich nicht so! Du darfst noch nicht sterben, du mußt noch recht lange bei deinem Gatten bleiben. Du weißt nicht, wie trostlos es ist, wenn zwei, die so innig vereinigt waren, auseinandergerissen werden; ich aber habe es empfunden, wie bitter noch es tut."

"So hast du deinen Gatten wirklich lieb gehabt? Und doch habe ich stets geglaubt, daß es die Liebe zu Lothar sei, die dich von hier fortgetrieben. Du brauchst nicht zu erröten, Kind, einer Frau, die dich einst fast wie eine Mutter geliebt und die nun schon mit einem Fuß im Grabe steht, darfst du ein freies Wort wohl gönnen! Erzähle mir etwas von deinem Leben!"

Rosemarie erzählt von allem, was sie betroffen, von ihrem Schmerz und Leid, aber auch von ihrem Glück, das der Tod so früh vernichtet.

Als Graf Lothar nach einiger Zeit die Veranda wieder betritt, findet er die beiden in reger Unterhaltung. Gräfin Marias Augen leuchten, ihre Wangen zeigen einen Anflug von Rot. So animiert hat er seine Frau seit langem nicht gesehen.

(Schluß folgt.)

## Aus dem Familienleben.

Zwei kurzgefaßte Humoresken von R. v. d. Elbe.

Nachdruck verboten.

### 1. Eine kleine Verwechslung.

Das Parterre der kleinen Villa bewohnt Herr Privat's Lämmchen mit seiner Gattin und seinem Echteren. Der erste Stock dient dem Zwillingsschreinerpeare des Hausherrn, den Damen Amalie und Eulalia, zwei fünfzigjährigen Jungfrauen, zum Asyl. Fräulein Amalie ist etwas phlegmatischer Natur. Ein gemütliches Mittagsschlässchen, bei dem sie allerdings so zu schnarchen pflegt, daß die Fenster klirren und man es unten im Parterre hört, geht ihr über alles. Fräulein Eulalia dagegen ist eine leidenschaftliche Musikfreundin, die von früh bis abends das etwas verstimmte Klavier mit großem Eifer und dafür um so geringerem Verständnis bearbeitet. Im Parterre drückt man natürlich den "geräuschvollen Passagen" der "Erstanten" gegenüber beide Ohren zu. Der gemeinschaftliche Geburtstag der beiden Damen stand bevor, und Lieschen Lämmchen, die höhere Tochter, kauft für Tante Amalie ein Schlammertissen und für Tante Eulalie eine Notenbewahrungsmappe. Beide Geschenke waren in den gleichen Farben gehalten, und mit entsprechenden Devisen versehen. Wie dies immer der Fall zu sein pflegt, wurden die Stickerien im letzten Augenblick fertig, so daß der Tagelagerer, dem man die Kundwerte zur entsprechenden Bearbeitung überantwortete, sich außerordentlich beeilen mußte, um die Stücke noch rechtzeitig abliefern zu können. Am Geburtstagsmorgen langt der Lehrling schweißtriefend mit den beiden wohlverpackten Sachen in der Villa an, und ohne noch die Geschenke erst einer Inspektion zu unterwerfen, eilt Lieschen mit denselben zu den beiden Tanten hinaus, um aber schon nach wenigen Minuten völlig geknickt und in Thränen aufgelöst zurückzukehren. . . . Heute wird das erste Stockverl der kleinen Villa von einem jungen Ehepaar bewohnt, denn die beiden Tanten sind verstorben, nachdem sie ihr Testament umgestoßen und ihr gesamtes Vermögen einer milden Stiftung vermacht haben. Sie leben in Berlin und alle Briefe, die Herr Lämmchen nach dort richtet, gelangen uneröffnet wieder in die Hände des Absenders zurück mit der lästigen Bemerkung: Adressat verweigert Annahme. Und trotzdem ist dieser Umstand in den Verhältnissen eingetreten? fragt der geneigte Leser! Nur durch eine kleine Verwechslung der Stickerien seitens des Tapezierers. Als Lieschen f. Zt. die Geschenke bei den Tanten anpackte, stand auf der Notenmappe das ängstlich mahnende "Nur ein Viertelstündchen" während das Schlammertissen für die schnarchende Tante Amalie in roter Seide — o grauenvolle Ironie, — das Wort "Musik" aufwies.

### 2. Ein zarter Wint.

Seit fast 10 Wochen weilt nun die Schwiegermutter im Hause des

## Oktobersied.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;  
Schent ein den Wein, den holden!  
Wir wollen uns den grauen Tag  
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,  
Unchristlich oder christlich,  
Ist doch die Welt, die schöne Welt  
So gänzlich unverwundlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —  
Stoß an und laß es klingen!  
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz  
Ist garnicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;  
Schent ein den Wein, den holden!  
Wir wollen uns den grauen Tag  
Vergolden, ja vergolden!

Woh! ist es Herbst; doch warte nur,  
Doch warte nur ein Weichen:  
Der Frühling kommt, der Himmel lacht.  
Es steht die Welt in Weichen.

Die blauen Tage brechen an,  
Und ehe sie verfließen,  
Wir wollen sie, mein wacker Freund,  
Genießen, ja genießen.

L. H. Storm.

jungen Ehepaars. Der Schwiegersohn verzweifelt fast, und geht bereits mit Selbstmordgedanken um, denn noch immer triffst die alte Dame keine Anstalten, wieder abzureisen. Der Hausherr, dem in die Boesie des jungen Eheglücks eine so starke Dosis schwiegermütterlicher Prosa hinein geträufelt worden ist, schließt sich in sein Arbeitszimmer ein und geht stundenlang mit sich zu Rade, wie dieser schauerlichen Situation auf seine Manier ein Ziel gesetzt werden könne. Plötzlich erhellt sich seine bis dahin verdüsterte Miene, er nimmt Hut und Stod, eilt in die Stadt, und kehrt nach einiger Zeit, seelenvergnügt vor sich hinpfendend, mit einem Paketchen wieder heim. Drei Tage nach diesem Ausgang feiert die Schwiegermutter ihren Geburtstag. Nachdem Tochter und Schwiegersohn sie mit einer Menge unnützer Dinge beschenkt haben, und sie die etwas sauerliche Gratulation des jungen Ehemannes huldvoll entgegen genommen hat, eilt dieser hinaus, und betritt nach wenigen Augenblicken wieder das Zimmer mit den Worten: Erlaube mir, Dir noch ein kleines unscheinbares Angebinde zu überreichen, liebe Mama. Die alte Dame öffnet etwas misstrauisch das Paket, ein Ausruf der Entzückung, vor die Füße des Hausherrn fliegt ein Gegenstand und voller Empörung raucht die Schwiegermutter aus dem Gemach. Ohne nähere Angaben erklärt die Mutter draußen der Tochter, sie ziehe es vor einem so taktlosen Menschen, wie leider ihr Schwiegersohn einer sei, für einige Zeit aus dem Wege zu gehen. Die allerdings nicht ganz ernstlich gemeinten Bitten der jungen Frau, die Mama möge doch bleiben, prallen wirkungslos von der gereizten Witwin ab. Auch ein paar Krokodilstränen erwiesen sich als verlorene Liebesmüh. Die alte Dame packte ihre Koffer, und reiste wieder in ihre Heimat. Erst viele Jahre später hat die junge Frau, der damals der Gatte über diesen Punkt jede Auskunft verweigerte, erfahren, welcher Art das Geschenk war, das die nun längst wieder verheiratete Schwiegermutter veranlaßte, das junge Paar seinem Glück zu überlassen. Es war ein Abreißkalender.

## Vermischtes.

**Petrus als Theatertrüffler.** Der Komiker Bedmann, der Schöpfer der Figur des „Eckensteckers Rante“, erregte nicht nur auf der Bühne Lachstürme, sondern war auch in der Gesellschaft wegen seines Witzes berühmt. Einst wurde er bei einem frühlichen Zusammenkunft von seinem Kollegen Pohl aufgefordert, doch einige Witze loszulassen. Er habe gerade nichts auf Lager, erklärte er, aber einen Traum, den er diese Nacht gehabt habe, wolle er erzählen: „Wir träumte nämlich, ich sei gestorben, und kam an die Himmelspforte. Bei meinem Anpochen erschien Petrus und fragte mich, was ich wollte und wer ich sei. Ich antwortete: „Ich bin der Schauspieler Bedmann und will in den Himmel.“ Petrus zuckte die Achseln und sagte: „Zu mir leid, aber Schauspieler darf ich nicht einlassen.“ Damit verschloß er die Pforte und ließ mich stehen. Da war nichts zu machen, und so legte ich mich ruhig wieder in mein Grab. Nach einigen Tagen erzählte mir ein Zoter, den man neben mich legte, mein Kollege Pohl sei ebenfalls gestorben und in den Himmel gekommen. Darüber entzückte, siehe ich auf, fliege noch einmal zur Himmelspforte, klopfe Petrus heraus und frage ihn tief beleidigt, warum er denn mich nicht eingelassen habe, da doch der Schauspieler Pohl hineingeburt hätte. „Lieber Mann!“ antwortet Petrus und klopft mich auf die Schulter, „beruhigen Sie sich. Der Pohl ist nie ein Schauspieler gewesen.“

**Die Diamanteneruerung.** Wie sehr die Diamanten an Wert zugenommen haben, beweist die folgende Statistik des Diamantenexportes aus Südafrika nach Großbritannien. Der Wert der im Jahre 1914 ausgeführten Diamanten belief sich bei einem Gewicht von 2 867 388 Karat auf 5 470 899 Pfund Sterling. Im Jahre 1918 betrug das Gewicht der ausgeführten Diamanten nur 2 571 640 Karat, aber der Wert war auf 7 063 043 Pfund Sterling gestiegen.

**Die enorme Steigerung des Zigarettenverbrauchs in Deutschland.** Während im Jahre 1906 bei Einführung der Zigarettensteuer das Reich eine Mehreinnahme von 20 Millionen Mark hatte, bringen jetzt die Abgaben für Zigaretten den Betrag von 600 Millionen Mark.

**7000 Kirchenglocken gestohlen.** In Italien wurden während des Krieges die Kirchenglocken beschlagnahmt. Von den Glocken wurden 7610 nicht eingeschmolzen. Als jetzt der Befehl kam, die Glocken den Kirchen zurückzustellen, waren nur noch 21 vorhanden. Die anderen waren gestohlen worden.

**Streik auf dem französischen Turf.** Die Rennen, die am letzten Freitag in Saint-Cloud stattfinden sollten, mußten in letzter Stunde wegen Streiks der Stallungen abgesagt werden.

**Moskau erfriert.** Ueber die furchtbare Lage, in der sich Moskau im bevorstehenden Winter befinden wird, schreibt „Rabotschi International“: Ueber zwei Drittel aller Häuser Moskaus, die Zentralheizung besitzen, haben im vorigen Winter durch Einfrieren der Wasserleitung derart gelitten, daß sie für diesen Winter nicht bewohnbar sind. Die wenigen Versuche, die im Laufe dieses Sommers gemacht wurden, um die Zentralheizung wiederherzustellen, scheiterten an dem Mangel passender Röhren, geübter Arbeiter und autogener Schweißinstrumente. Auf diese Weise dürften 400 000—500 000 Bewohner dieser Häuser erfrieren, falls sie nicht vor dem Eintritt des Winters an anderen Orten ein Unterkommen finden. Auf Streikblenzuführen kann für diesen Winter trotz der wiederholten Versprechungen der Regierung nicht mehr gerechnet werden, auch auf das Eintreten nennenswerter Kapitalmengen lassen sich keine Hoffnungen bauen, so daß die Katastrophe unabwendbar erscheint.

**Zwangserziehung für Ratschäftige.** Wie die „Daily News“ berichtet, hat der Herzog Bedford auf seinen Grundstücken in Woburn Häuser ohne Haustor bauen lassen, um den Besuchern nicht Gelegenheit zu geben, vor den Haustüren stehen zu bleiben und zu schwärmen. Diese Häuser sind nun das Ziel vieler Neugieriger, die nach Woburn wandern, um sich diese Ratschäftigen Häuser anzusehen. Tatsächlich sagte die Bewohnerin eines solchen Hauses zu einem Besucher: „An der Haustür verlieren die Frauen jedes Gefühl für den Zeitverlust, den sie durch unnützes Geschwätz verursachen. An der rückwärtigen Tür sehen sie stets ihr unvollkommen bestelltes Haus und werden sich daher nicht dem Tratsche hingeben.“

**Der Film im Dienste der Staatsbehörden.** In Ontario stellen die Behörden in weitgehendem Maße den Film in ihren Dienst. So hat das Land-, Forst- und Minendepartement vier Filme herstellen lassen, das Arbeitsdepartement 70 Filme, das Departement für öffentliche Arbeiten einen Film und das Departement der öffentlichen Wege 7 Filme. Andere Behörden wollen, wie die Zeitschrift „Nord- und Ostport“ erfährt, Filme für Zwecke der Erziehung und Belehrung verwerten. Aus allen Teilen des Landes und allen Schichten der Bevölkerung, selbst aus den Vereinigten Staaten laufen Nachfragen nach diesen Aufnahmen ein.

**Sonntagsruhe für Totengräber.** Die Totengräber der Dresdener Friedhöfe wollen ihre Sonntagsruhe und haben beschlossen, vom 5. Oktober ab die Ausführung von Gräbern und Begräbnissen an Sonn- und Feiertagen zu verweigern.

**Schwerer Kirchenraub.** In der Nacht vom Donnerstag zum Freitag wurde in der Herz-Jesu-Kirche in Würzen ein schwerer Kirchenraub verübt. Die Räuber brachen durch ein Fenster der Kirche ein und erbrachen den Sakristeischrank und das Tabernakel. Sämtliche Schränke waren unversehrt. Es wurden zwei Speisefische, ein Weisfisch, die Kustodia mit dem Sakristium geraubt. Die kostbaren Paramente, besonders die Chormäntel waren des Futters beraubt. Das Pfarramt hat auf die Wiedererlangung der geraubten Wertgegenstände eine Belohnung von 500 M. ausgesetzt.

**Der Schieber in der Bibel.** In Anknüpfung an eine Mitteilung in der „Frankfurter Zeitung“, wonach „bereits in der Literatur des Mittelalters der Aukstauer und Bucherer“ erscheint, schreibt eine Lehrerin dem genannten Blatte: „Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß diese Art noch älter ist, denn sie tritt schon in den Sprüchen Salomos, Kap. 11, 26, auf. Dort heißt es: „Der Korn innehält, dem fluchen die Leute; aber Segen kommt über den, der es verkauft.“ Für mich als Lehrerin war es sehr interessant, zu beobachten, wie entschieden das Verständnis meiner Schülerinnen für diese Bibelschelle eintrifft und jetzt war. Vor Jahren war es kaum möglich, den ahnungslosen 14- bis 16jährigen diesen Spruch begreiflich zu machen, als wie zufällig darauf stießen; jetzt versteht jede Schülerin, was er bedeutet und kann sofort eine Erklärung vorbringen.“

**Geldverschiebung auf telegraphischem Wege.** Der Telegrammverkehr wird jetzt ebenfalls zu Geldverschiebungen benutzt. Im Verkehr mit Schweden hat man beobachtet, daß wiederholt Telegramme mit vorausbezahlter Antwort für eine unverhältnismäßig große Zahl von Wörtern, z. B. 800, aufgegeben werden. Für ein derartiges Antworttelegramm sind hier 320 M. einzuzahlen. Der Empfänger gibt die Antwort nicht auf, sondern fordert den Betrag in schwedischer Währung, wobei der Währungsunterschied ausgenutzt wird. Um diesem Mißbrauch zu begegnen, hat das Reichspostministerium jetzt die Zahl der vorausbezahlenden Wörter im Telegrammverkehr mit Schweden bis auf weiteres auf 30 beschränkt. Wenn im Verkehr mit anderen Ländern ähnliche Wahrnehmungen gemacht werden, sind die Postanstalten angewiesen, dies zu melden.

**Geheimes Waffenlager.** Ein Waffen- und Munitionslager wurde in Avensthal bei einem Sägewärter gefunden, der dort ein alleiniges Haus bewohnt. Eine große Anzahl von Gewehren mit Munition und Handgranaten wurde beschlagnahmt.

**Offiziere als Kutscher.** Wie groß teilweise die Not der um ihre Existenz kämpfenden verabschiedeten Offiziere ist, zeigt folgendes Geschehnis: Ein Verwandter des Schreibers dieser Zeilen, ein Gutsbesitzer in der Ostpreign, suchte durch eine Tageszeitung einen herrschaftlichen Kutscher und erhielt über 100 Angebote; dazwischen befanden sich die Bewerbungsschreiben von 41 Offizieren. — Ein Hauptmann erhielt die Stelle.

**„Das Klostervoll.“** Unter diesem Titel erzählt die im Hamburger Quickborn-Verlag erscheinende Zeitschrift „Plattdeutsch Land um Waterlant“ folgende Geschichte: „Vor ein paar Jahr kommt wol son Hütten Kassefack no Hamburg. Op'n Hoppenmarkt heurt he dat

Klosterspinn: „Ein feste Burg“ pingsen. „Ne, heer'n Se mal,“ seggt he to en Spielearbeitsmann, „dat heer't sich ja ganz wunderbar an!“ — „Dat is hüt noch gornix,“ seggt de Mann, „dor möten Se mol komen, wenn'n Sendorer doobbleben is: denn spellt all de Kloden von all de Hamburger Toorns veertheihn Doog' lang in enen Törn: „Nun danket alle Gott.“

Ein bekannter Schauspieler kam eines Tages zur Saphir mit der Bitte, ihm einige Worte in sein Stammbuch zu schreiben. Saphir besann sich nicht lange, ergriff die Feder und entwarf folgenden Theaterzettel:

### „Das Leben.“

Schauspiel in mehreren Abteilungen von dem großen Unbekannten.

#### Personen:

Der Mensch	— — — —	ein wunderliches Wesen
Das Leben	— — — —	seine Geliebte
Das Weib	— — — —	seine Puppe
Das Glück	— — — —	sein Hofmeister
Die Hoffnung	— — — —	seine Amme
Das Glück	— — — —	sein falscher Freund
Hören, Sehen, Niesen, Fühlen, Schmecken,	} — — — —	seine Dienerschaft.

Schwäche, Leidenschaften, Fehler, Zerrümer u. s. w. im Gefolge des Menschen. Ort der Handlung: Das große Sandtorn „Erde“.

Ein Mädchen als Pfand. Auf Cuba kommt es natürlich ebenso häufig wie anderwärts vor, daß Eltern ein von dem Töchterchen angekauftenes Liebesverhältnis nicht billigen und als polternde „Ungeheuer“ dazwischen fahren. Meint es nun die junge Cubanerin wirklich ernst, so hat sie nichts dagegen, wenn ihr Anbeter von einem Rechtsmittel Gebrauch macht, das die ekklesiastische Gewalt beschränkt und ihm sein unschätzbares Kleinod sichert; er läßt seine Geliebte „deponieren“, d. h. auf dem Wege des Gesetzes zuverlässigen Verwandten oder sonst einer achtbaren Familie gewissermaßen zur einstweiligen Aufbewahrung als Depositum übergeben. Der Anbeter tritt in diesem Falle von der Behörde ein Dokument aus, das den Eltern mitgeteilt wird, und ist die junge Dame mündig und erklärt sich mit dem Verfahren einverstanden, so dürfen die Eltern gegen die vom Töchterchen getroffene Wahl nicht länger Einspruch erheben, müssen ihr Kind vielmehr an die Familie, wo sie deponiert wird, ausliefern. Nach Ablauf einer, vom Gesetze vorgeschriebenen Frist kann das Fräulein seiner Neigung folgen und der Liebhaber sein Zutwel dadurch auflösen, daß er mit ihm vor den Altar tritt.

Der „Tiger“ als Hahn. In einem Dorf der Vendée behauptete vor einer Reihe von Jahren, so erzählt der Cri de Paris, ein junger Arzt, der sich schon damals mit Politik beschäftigt, im Gespräch mit einem Better, er wäre imstande, in die Nachbarstadt, die Stadtzoll erhob, vor der Nase der Zollwächter Hühner einzuführen. Eine Wette wurde abgeschlossen, und um sie auszutragen, bestieg der Arzt eine kleine Kuttsche, ließ zwei hübsche Kousinen zu seinen Seiten Platz nehmen und fuhr mit lustigem Petitdentnall seinem Ziel entgegen. Als er zum Zollhaus kam, trat ein Wächter an den Wagen, er erkannte den Doktor, lästete die Mütze und fragte: „Haben Sie nichts zu verzollen, M. Georges?“ „Ja,“ antwortet der Angeredete, „einen Hahn und zwei Hühner, wie Sie sehen.“ Der Zollwächter lachte: „Immer vergnügt, der Herr Georges!“ Und er ließ den Wagen mit dem jungen Herrn und den beiden Mädchen, die sich vor Lachen kaum zu fassen wußten, weiter fahren. Seit jenem Tage sind, so schließt der Cri de Paris seine Geschichte, viele Jahre vergangen, in denen der „Hahn“ zum „Tiger“ geworden ist; denn der junge Arzt, der so merkwürdigen „Schmuggel“ betrieb, war kein anderer als Georges Clemenceau.

Die Zeiten ändern sich. Beim Durchblättern der französischen Zeitschriften aus dem ersten Kriegsjahre findet man manches Bild und manche Aufschrift, die den Franzosen mit besonderer Deutlichkeit den Wandel der Zeiten vor Augen führen könnten. So erinnert L'Œuvre an ein Bild der Pariser Illustration vom 6. September 1914, das einen Wachtposten zeigt, der soeben den Befehl von dem Unteroffizier entgegennimmt. Darunter steht man: „Hast du den Befehl genau verstanden?“ „Ja wohl, Herr Unteroffizier.“ „Wiederhole ihn.“ „Ich soll auf dem Platz stehen bleiben, bis die Russen zu uns stoßen.“ „Es ist zu hoffen,“ so fügt L'Œuvre mit einiger Selbstironie hinzu, „daß man seither daran gedacht hat, den armen Wachtposten abzulösen!“

Der Kapellmeister ohne Taktstock. In den Metrologen über den kürzlich verstorbenen russischen Musiker Basili Salomon wird daran erinnert, daß Salomon der erste Dirigent war, der auf den Taktstock verzichtete. Als er einmal nach Moskau kam, um ein großes Konzert zu dirigieren, stellte er mit Entsetzen fest, daß er vergessen hatte, den Taktstock in den Saal mitzunehmen. „Mein Diener brachte mir den Taktstock zwei Stunden später, inzwischen war die Neuheit ohne meinen Willen bereits eingeführt. Ich konnte dabei feststellen, daß man mit seinen zehn Fingern das Orchester viel besser leiten kann, als mit dem Dirigentenstab. Man hat zehn Taktstöcke anstelle eines einzelnen, man bedient sich manchmal eines, manchmal mehrerer Finger, und es kommt auch vor, daß man ganz einfach mit den geballten Fäusten dirigiert.“ Es wäre interessant, zu erfahren, ob die letztgenannte Art des Dirigierens dazu diente, die Fäuste auf die aus dem Takt gekommenen Musiker herabfallen zu lassen.

Auf den Hund kommen. Dieser Spruch hat — es dürfte nur wenigen bekannt sein — mit unseren vierbeinigen Hausfreunden nichts zu tun. Die Entstehungszeit dieser sprichwörtlichen Redensart reicht ins graue Mittelalter zurück. Mit „Hund“ bezeichnete man schon im 15. und 16. Jahrhundert kupferne Urnen, in denen die Landleute im Kriegszeiten oder wenn andere Vorkämpfer hereingebrochen waren, ihr Bargeld verwahrten. Notpennige nennt man noch heute im bayerischen Chiemgau „Hund“. In Schmellers bayerischen Wörterbuch ist angegeben: „In dem Hause steckt noch ein alter Hund“, d. h. es ist dort noch Geld von den Voretern vorhanden. Aus dem 30jährigen Kriege stammt auch die Redensart: „Hunt hin ham“, soviel wie einen heimlichen Schatz bergen. Der Ausspruch „Auf den Hund kommen“ hatte

also in früheren Jahrhunderten eine andere Bedeutung als heutzutage, nämlich: vergrabenes Geld, mitsamt dem kupfernen Hund, wieder ans Tageslicht befördern und infolge eingetretener Not wieder angreifen zu müssen. — In einzelnen Gegenden Deutschlands nennt man die „Hunde“ auch Taufenguldenflaschen, weil sie ungefähr 1000 Silberlinge fassen konnten.

## Vergessen.

Von Hans Bethge.

Der alte Landrat hatte sein Weib verloren. Es war der weheste Schlag, den ihm das Leben versetzt hatte. Seine Helene fehlte ihm überall. Seit sie auf dem Magdalenenkirchhof eingegraben lag, war es unsagbar öde und leer in seinem Hause. Der Sonnenschein der glücklichen Tage war fort für immer.

Es war ein paar Wochen nach dem Begräbnis. Ein Herbstnachmittag, kalt und stürmisch, lag über der Welt, und es ging schon stark dem Zwielicht entgegen. Am Himmel fielen schwarze Wollballe, und die Luft war voll saumelnden Blättern. Die Kiefern im Garten rauschten und schlugen mit den Nadeln aneinander, und von dem Dach der Laube gingen die gewaltsamen Töne einer Meoßharfe aus. Der Landrat saß vor dem Schreibtisch und las in Theodor Storms Novelle „Vole Poppenspäter“. Dieses Buch des teuren Hofstien liebte er vor allen anderen. Er las sich so hinein in die herzige Kindergeschichte, daß er seinen Schmerz darüber vergaß. Storm war schon oft sein Tröster gewesen, — jetzt, in seinem größten Weh, war er ihm doppelt ein Freund.

Er las und las, und sein Gesicht hellte sich auf. Nun kam er an die Szene, wo sich die beiden Kinder aneinander geschmiegt zu nächstlichem Schlaf in die alte Kiste betten. Das war die schönste Stelle im Buch, er hatte sie oft mit Helene gelesen. Ja, die mußte sie noch einmal mit anhören, sie hatte sie auch so gern.

„Du, Helene,“ sagte er und rückte die Brille, denn die Dämmerung wurde stärker.

Es kam keine Antwort. Auch klang seine Stimme so felsam in dem Zimmer. Und als er nun aufblickte und den leeren Lehnstuhl sah, auf den die Geranien, die sie so sehr liebte, von dem Fensterbrett her unternickten, da wurden seine alten Augen größer und größer.

Er hatte gemeint, daß sie ihm gegenüber säße wie sonst. Nun erkannte er mit Schrecken seinen Irrtum und war verlassener denn je. . .

## Humoristisches.

Wie die einzelnen Jahreszeiten, so haben auch die einzelnen Monaten ihre speziellen Kalauer. Im Rosenmonat kann man hundert Mal die alte Galanterie gegen die jeweilige Flamme anbringen, wegen der schon der alte Weidinger seinen eigenen Sohn entzweit hat. „Ich habe Ihnen einen Gruß auszurichten.“ — „So, von wem denn?“ — „Von Heine!“ — „Von wem?“ — „Von Heine, denn.“ — „Wenn du eine Rose schau.“

Humor in der Klinik. Ein Kliniker älteren Schlages hatte die seltsame Gewohnheit, manchmal an Kranke oder deren Angehörige eine Frage zu richten, die er eigentlich an seinen Assistenten richten wollte. Er erhielt dann bisweilen die seltsamsten Antworten. Einst fragte er die Großmutter eines kranken Kindes, eine alte Bauernfrau vom Lande: „Und wie ist's denn mit dem Puls des Kindes?“ „Ach, entschuldigen Sie nur, Herr Professor, ich wußte ja nicht, daß ich den mitbringen sollte.“ Ein anderes Mal stellte er an eine Mutter die unüberlegte Frage: „Wie sieht's denn mit der Psyche des Kindes?“ worauf prompt die Antwort erfolgte: „Nu, ich dank' auch schön, Gott sei Dank, das is ja soweit ganz regelmäßig jeden Morgen.“

In der Religionsstunde fragt der Lehrer, wer die Höchste sei. Er erhält zur Antwort, daß in einer Monarchie der Kaiser und in einer Republik der Präsident als der Höchste anzusehen seien. — „Aber was steht nun auch über Kaiser und Präsident?“ fragte der Lehrer weiter. „Wer ist der Allerhöchste auf der Welt? Na, kleine Herta, du weißt es wohl?“ — „Noch“, schreit Herta siegesicher.

Ohne Anstand. Ein Offizier der anglo-amerikanischen Kommissionen, die jetzt Deutschland besetzen, wurde von einer bekannten Dame in Hamburg aufgefordert, sie zu besuchen, falls das seinen dienstlichen Vorschriften nicht widerlaufe. — „O durchaus nicht,“ antwortete er, „ich darf mich unanständig bewegen, wo ich will.“ — Er sollte nämlich sagen „anstandslos“.



## Rätsel-Ged.



### Straßrätsel.

Sold. Nummer, Sonnabend, Regenwasser, Lampenblende.

Aus diesen Worten sind je 2-4 Buchstaben herauszunehmen, um durch sie die Bezeichnung eines Zeitabschnitts zusammen zu stellen.

### Ergänzungsrätsel.

Du süße, schöne Rose —!  
Mit — betrach' ich —:  
— aufgebüht und halb noch —  
So lächelst du auf —.  
Vom — gebadet, stehst du —  
Frisch, glänzend, lieblich, —!  
Des Westens — — schmeicheln —,  
Indem sie sanfter —.

### Auflösung:

Du süße, schöne Rose du!  
Mit Lust betrach' ich dich:

### Buchstabenrätsel.

Mit „R“ wirds immer bei uns sein,  
Mit „S“ läuft's manchmal querselbein.

Auflösung: Nase, Hase.